Marie Louise Fischer

Das Dragonerhaus

Historischer Roman

Zerfetzte Wolken, schiefergrau, jagten über den Frühlingshimmel, der dort, wo er aufgerissen war, ein leuchtendes Blau zeigte. Die Kette der Alpengipfel, noch weiß vom Schnee des vergangenen Winters, schien in diesem stürmischen, wechselvollen Licht sehr nahe gerückt.

Anselm von Deinharting musste gewaltsam der Versuchung widerstehen, den Schenkeldruck auf die Flanken von Bruna, seiner dreijährigen schwarzen Stute, zu verstärken. Ihm war nach einem wilden Galopp zumute, aber er verzichtete, weil er sich seiner Würde als Hofmarksherr auch noch in diesem Augenblick bewusst war.

Man schrieb das Jahr 1794. Die Zeiten waren unruhig, und wenn auch das Volk in Bayern nicht an Umsturz und Revolution dachte, so waren die Nachrichten vom großen Todesreigen in Frankreich doch schon bis ins letzte Dorf gedrungen. Der Kopf des französischen Königs war unter der Guillotine gefallen, und wenn Gott das zuließ, so mochten die Leute wohl denken, dann war nichts mehr sicher auf dieser Welt.

Die Bauern sahen mehr denn je auf ihn, ihren Herrn, und Anselm von Deinharting war sich dessen bewusst. Sie alle waren von ihm abhängig, als Pächter, Lehnsbauern, Leibeigene, die Unterschiede hatten sich verwischt, doch das ganze Land in weitem Umkreis gehörte ihm bis hin zum Kloster Wesenbronn, zu dessen Besitz auch einige Gründe und Häuser im Dorf gehörten. Zwar war es eine Abhängigkeit, die fast nur auf dem Papier bestand, denn er pflegte, anders als noch sein Vater, seine Rechte nur mit Zurückhaltung auszuüben. Doch sie wussten um ihre Unfreiheit und dass sie ihm, wenn er sie jetzt von der Bestellung ihrer Felder zum Scharwerken abberufen hätte, guten oder schlechten Willens hätten gehorchen müssen.

Sahen sie einen verständnisvollen Herren in ihm? Oder nur einen schwachen? Anselm von Deinharting war sich in dieser Frage nicht sicher, sowenig wie er sie für sich selber beantworten konnte. Er war ein stattlicher Mann, stark genug, mit eigener Hand ein Eisen zu schmieden. Aber er hätte es schwerlich ertragen, gehasst zu werden.

Jeder der Bauern löste die Hand vom Pflug und zog die Mütze, wenn er, der Hofmarksherr, vorbeiritt, begleitet von Hasso, der gescheckten Dogge, einem riesigen Tier, das ihm auf Schritt und Tritt zu folgen pflegte. Anselm von Deinharting fühlte, dass ihre Augen ihm folgten, während Bruna die schnurgerade Lindenallee, die vom Schloss zum Dorf führte, unter ihre Hufe nahm. Sie waren es gewohnt, ihn hier täglich fast um die gleiche Zeit zu beobachten, aber es hätte sie womöglich alarmiert, wenn er wie ein Jüngling galoppiert wäre. Es mochte sie ohnehin beunruhigen, dass es ihn jedes Mal zum Posthalter trieb, um das Neueste

zu erfahren in der allzu oft enttäuschten Hoffnung auf einen Brief von Anselm, seinem ältesten Sohn, der in Straßburg studierte. Nur zögernd und ungern hatte er ihm die Erlaubnis gegeben, nach Frankreich zu ziehen, und wie die Dinge jetzt standen, wurde die Situation immer gefährlicher, anstatt sich zu entspannen.

Manchmal, wie auch heute an diesem stürmischen Vorfrühlingstag, kam Anselm von Deinharting zu der Überzeugung, dass es richtig wäre, ein Machtwort zu sprechen und seinen Sohn zurückzubeordern. Aber er wusste auch, dass er es nicht tun würde. Er erinnerte sich, wie schlecht er selber als junger Mann dergleichen Eingriffe in seine Freiheit vertragen hatte, auch wenn sie gut gemeint gewesen sein mochten. Nein, Anselm sollte sein Leben leben, seine Dummheiten und seine eigenen Erfahrungen machen, und er, der Vater, würde weiter um ihn zittern müssen.

Die Zwiebelkuppel der Kirche von Deinharting tauchte über den hellgrün schimmernden Lindenzweigen auf, wuchs höher und höher empor, bis das Kirchlein, dem heiligen Michael geweiht, sichtbar wurde. Daneben, fast angelehnt, lag das Pfarrhaus, ein schlichter Bau, dessen Dach Anselm von Deinharting im letzten Herbst auf das ständige Bitten und Drängen seiner Gattin hin hatte reparieren lassen, damit es dem Pfarrer wenigstens nicht mehr in die Schlafstube regnete. Der Hofmarksherr hatte das nicht gern getan und er ärgerte sich jedes Mal wieder, wenn er die leuchtendroten Ziegel sah. Er war der Meinung, dass die katholische Kirche, der mehr als der halbe Grundbesitz in Bayern gehörte, reich genug war, sich um ihre Diener zu kümmern. Allerdings war er gerecht genug einzuräumen, dass Pfarrer Reiter selbst keinen Anteil an diesem Reichtum hatte. Zu seiner Pfarrei gehörte kein Grund, den er hätte bearbeiten können, und er ernährte sich von dem Zehnten, den Anna, seine kräftige Magd, bei jeder Ernte, gleichgültig, ob es sich um Flachs, Getreide oder Äpfel handelte, jeweils auf dem Feld oder im Garten abwiegen und ihrem Herrn zumessen lassen musste. Diese Art der Entlohnung war, so dachte Anselm von Deinharting, demütigend für den Geistlichen und konnte nicht zu seiner Beliebtheit beitragen. Aber es war nicht an ihm, diese Zustände zu ändern.

Gegenüber der Kirche, durch einen weiträumigen, mit runden Flusssteinen gepflasterten Platz von ihr getrennt, lag der Gasthof »Zur Post« breit hingelagert, Kirche und Pfarrhaus durch sein bloßes Dasein erdrückend. Der Gasthof, dessen Wirt, der dicke Schwaiger, gleichzeitig die Posthalterei versah, war das bedeutendste Gebäude in Deinharting, und wie er sich da behäbig ausdehnte, drei Stockwerke hoch, die Brauerei unter dem gleichen ausladenden, breitgiebeligen Dach, mit Stallungen, in denen nie weniger als sechzehn Pferde standen, schien er sich dessen bewusst zu sein. Die Vordertür, zu der einige steile, steinerne Stufen emporführten, sodass die Reisenden beim Ein- und Aussteigen aus der Kutsche den oft schlammigen

Grund nicht zu betreten brauchten, war aus schwerer, altersdunkler Eiche. In der weiß gekalkten Front gab es neben und über der Tür viele ungleich große, nach dem Gutdünken des Erbauers in die dicke Mauer eingelassene Fenster.

Aus diesem Gasthof, der samt der Brauerei auch zum Eigentum des Hofmarksherrn zählte, schöpfte er einen Teil seines Einkommens, auch wenn der dicke Schwaiger nicht ehrlich mit ihm abrechnete, was Anselm von Deinharting wohl ahnte. Jedoch verspürte er weder Talent noch Lust, ihm genauer auf die Finger zu sehen, es blieb auch so immer noch ein beträchtlicher Batzen.

Zwar waren die Zimmer nur selten von Sommerfrischlern aus dem fünf Meilen entfernten München bewohnt, dafür ging es in den Gasträumen oft lebhaft genug zu. Deinharting lag auf der Strecke nach Wien, und die durch die Fürsten Thurn und Taxis betriebene Post hatte hier ihren ersten Pferdewechsel. Während der Kutscher die ermüdeten Pferde ausspannte und der Wirtsknecht ihm die frischen zuführte, lieferte der begleitende Schaffner die Postsachen – wenig genug und ausschließlich für das Schloss und die Pfarrei bestimmt – an Marei, die kräftige, verlässliche Magd, ab. Der Posthalter selber war dann schon viel zu sehr mit dem Hineinkomplimentieren der Reisenden beschäftigt. Nur wenige begnügten sich damit, die Rast zu nutzen und sich die Beine zu vertreten. Fast niemand konnte der Versuchung widerstehen, von den duftenden, frisch gebrühten Schweinswürsten zu kosten und sich am dunklen, würzigen Deinhartinger Bier zu laben. Inzwischen war wieder angespannt, Kutscher und Schaffner ließen es sich aber nicht nehmen, ihren Krug Freibier bis zur Neige zu leeren. Der Pferdewechsel dauerte selten länger als eine halbe Stunde, aber in dieser Zeit hatte der Wirt sein Geschäft gemacht.

Doch nicht nur die Post, auch erfahrene Privatreisende pflegten im Deinhartinger Gasthof Station zu machen, und wenn, was zuweilen vorkam, mehrere Kutschen gleichzeitig frische Pferde verlangten, ging eine gute Weile lang alles drunter und drüber, und der Wirt und seine Knechte hätten vier Hände haben mögen. Dann nutzten weder Schreie noch Flüche, weder Bitten noch Befehle, sondern jeder musste sich gedulden, bis er zu seinem Recht kam – die Pferde zu Wasser und Futter, die Menschen zu Würsten und Bier.

Auch das Bezahlen dauerte seine Zeit, denn eine Reihe von Gulden aus Gold und Silber waren im Umlauf. Ihr jeweiliger Anteil an Edelmetall entschied ihren Wert, und da dieser Anteil nach dem Jahr ihrer Prägung schwankte, musste der Wirt schon höllisch aufpassen, um nicht zu kurz, sondern sogar besser wegzukommen als der zahlende Gast. In gutem Ruf wegen seines Silbergehaltes stand der in Joachimstal in Böhmen geprägte Gulden, Joachimstaler oder

Taler genannt, der besonders hoch bewertet wurde. Daneben gab es noch kleine und große Kreuzer, Pfennige, den Viertelsgulden, »Ort« genannt, und den Drittelsgulden, den »Dicken«.
Anselm von Deinharting kannte all diese Unterschiede, aber er war sich klar darüber, dass er nicht die Gerissenheit des Wirtes besaß, sie auszunutzen. Es stand ihm auch gar nicht der Sinn danach. Er war es nicht gewohnt zu knausern und zu feilschen, sondern es entsprach seiner Art, aus dem Vollen zu leben.
Während er sich vor dem Gasthof vom Pferd schwang, ging es ihm sorgenvoll durch den Kopf, wie lange das noch möglich sein würde.
Eine neue Zeit brach an, daran bestand kein Zweifel. Er würde sich nicht dagegen stemmen, denn er war nicht blind für die bestehenden Ungerechtigkeiten, das Ausbeuten des Volkes durch eine kleine Gruppe Bevorrechtigter. Dennoch hoffte er, wenn er sich auch seiner Ichsucht insgeheim schämte, dass er selber seinen Lebensstil nie würde ändern müssen.
Der Wirt hatte ihn kommen sehen, wohl auch erwartet, und kam aus dem Haus, die grüne Schürze um den mächtigen Bauch gespannt, die Ärmel des groben Leinenhemdes aufgerollt, darüber die Lodenweste mit den Silberknöpfen, ein besticktes Käppchen auf dem kahlen Kopf.
Er gab sich unterwürfig. »Gott zum Gruß, gnädiger Herr … Dank für die Ehre des Besuches!«
Der mächtige Hund beschnupperte seine Stiefel, gleichgültig, fast geringschätzig, und legte sich dann auf den Boden, den Kopf zwischen den Pfoten, die dunklen Augen fest auf seinen Herrn gerichtet.
Anselm von Deinharting warf dem Wirt die Zügel seines schnaubenden Pferdes zu. »Mach Er keine Umstände! Er sieht mich hier oft genug!«
Schwaiger band Bruna an einen der in die Hausmauer eingelassenen schwarzen Eisenringe. »Die Ehr' ist immer wieder neu!«, beteuerte er.
Der Hofmarksherr glaubte, eine gewisse Bedrücktheit im Wesen des Wirtes festzustellen, auch wirkte sein rundes Gesicht nicht rosig wie gewöhnlich, sondern um einen Schein blasser.
»Schlechte Neuigkeiten?«, fragte er, die ledernen Reithandschuhe abstreifend.
»Der Aicher war da.«
Anselm von Deinharting wusste, dass die ständigen Kontrollen der staatlichen Aicher, auch Ungelter genannt, das eigentliche Kreuz des Wirtes waren, unter dem er mehr litt als unter seiner kränklichen, ständig jammernden Frau, die nichts zustande gebracht hatte, als ihm eine Tochter zu schenken. Die Beamten visitierten die Keller und prüften, ob Wein, Met und Bier wohlschmeckend und unverfälscht waren. Darüber hinaus kontrollierten sie die Bestände und

rechneten auf Pfennig und Kreuzer die Höhe des Ungelts aus, der Getränkesteuer, die der Wirt abzuführen hatte. Auch setzten sie die Preise fest, die er verlangen durfte.

»Sind sie Ihm auf die Schliche gekommen?«, fragte Anselm von Deinharting scherzend; er war sehr erleichtert darüber, dass es keine Katastrophe in Paris oder gar in München gegeben hatte und dass sich Schwaiger nur mit seinem üblichen Problem herumschlug. »Haben sie herausgeschmeckt, dass Er den Hopfen mit Bilsensamen und Wermut versetzt hat?«

Der Wirt gab sich gekränkt. »Das täte ich nie, gnädiger Herr, und das wisst Ihr ganz genau!« Pfiffig fügte er hinzu: »Und wär's so, wüsste ich schon Mittel …«

»Wie denn? Indem Er ihnen erst eine verpfefferte Wurst zu kosten gebt? Oder ihnen einen guten Gulden zusteckt?«

»Ich tät's nie!«, beteuerte Schwaiger wieder, anstatt Auskunft zu geben.

»Das will ich Ihm auch nicht geraten haben«, drohte der Hofmarksherr, »denn wenn es um die Güte meines Biers geht, ist mit mir nicht zu spaßen!« Spielerisch ließ er die Reitgerte durch die Luft sausen.

Der Wirt zuckte zusammen, als erwartete er tatsächlich einen Schlag.

»Dummer Kerl!« Anselm von Deinharting fühlte sich, wie so oft, wenn er leutselig sein wollte, missverstanden.

Ungeduldig blickte er die Dorfstraße hinunter nach Norden hin, woher die Kutsche kommen musste. Aber noch war kein Staubwölkchen zu sehen. Der Wirt spähte in die gleiche Richtung; für ihn war es wichtig, die Kutsche so rechtzeitig zu entdecken, dass seine Würste, die er dann erst in den Bottich mit dem jetzt schon siedenden Wasser warf, bis zur Ankunft der Gäste gar waren.

Anselm von Deinharting hatte genug. Er wandte sich ab und stieg die steilen steinernen Stufen hinauf. Neben der Vordertür hing ein schwarzes Täfelchen, auf dem, wie es das Gesetz verlangte, die Preise für die Getränke aufgeschrieben waren. Gewohnheitsmäßig warf er einen Blick darauf. »Wie?«, rief er. »Das Bier ist wieder teurer geworden?«

»Der Aicher«, sagte der Wirt. »Man hat in München beschlossen, das Ungelt zu erhöhen.«

»Schon wieder?« Der Hofmarksherr war empört; zwar traf diese Maßnahme ihn nicht persönlich, denn die adligen Landstände wie auch die geistlichen Herren, die Dekane, Pfarrer und Kapläne und die fürstlichen Beamten, waren vom Ungelt befreit, aber er war der Meinung, dass man den schwer schaffenden Bauern doch wenigstens ihr Bier zu einem angemessenen Preis lassen sollte.

»Zwei Gulden kommen jetzt auf den Eimer«, sagte der Wirt, womit er ein Gefäß bezeichnete, das etwa vierundsechzig bayerische Maß enthielt. »Ja, ja, es ist nun mal so, wir müssen uns fügen. Kurfürst Karl Theodor braucht Geld.«

So aufgebracht Anselm von Deinharting über die willkürliche Maßnahme war, die in seinen Augen einer Halsabschneiderei glich, sowenig war er bereit, mit dem Wirt darüber zu diskutieren. Der dicke Schwaiger wäre imstande gewesen, sich eine Anspielung auf die illegitimen Kinder des Kurfürsten zu erlauben, deren Versorgung ihm, wie Anselm von Deinharting wusste, mehr als sein Land am Herzen lag.

Aber wusste es auch der Wirt? Schwaiger war schlau, aber er hatte nicht wie er Beziehungen zum Hof. Doch selbst wenn er es wusste, würde er sich hüten, es den Bauern unter die Nase zu reiben, die, fast alle noch des Lesens und Schreibens unkundig, nichts von den Vorgängen in der großen Welt verstanden. Ihre Unzufriedenheit war auch so schon groß genug, wenn sie sich auch gottergeben in ihr Schicksal fügten. Schwaiger war, und dieses Wissen beruhigte den Hofmarksherrn, alles andere als ein Aufwiegler. Ihm lag nichts an einem Umsturz, sondern nur daran, auch in diesen schlechten Zeiten gute Geschäfte zu machen.

Anselm von Deinharting stieß die Tür zum Hausflur auf. Hasso folgte ihm auf dem Fuß. Die Wirtsstube, niedrig und mit altersdunklem Holz getäfelt, lag noch verlassen da. Aber Marei kam sofort aus der Küche herbeigeeilt, sodass er nicht zu rufen brauchte. So alt sie war, errötete sie doch, als sie vor ihm knickste.

»Grüß dich, Dirn«, sagte er freundlich.

Wie immer, wenn er sie sah, erinnerte er sich daran, dass sie, drei Jahre älter als er, ihn in die Liebe eingeführt hatte. Damals war ihre Taille noch schmal und ihre Haut glatt gewesen, ihre schwarzen Augen hatten gefunkelt. Er wusste nicht mehr, wie es zu Ende gegangen war, aber die wilden, heißen Stunden in der mittäglichen Stille der Scheune waren ihm unvergesslich geblieben.

»Wie geht’s dir?«, fragte er und ließ sich an einem Tisch nahe dem Fenster nieder; Hasso machte neben ihm auf dem Boden Platz, drückte den warmen Leib fest gegen sein Bein und legte den Kopf schwer und vertrauensvoll auf sein Knie.

»Danke der Nachfrage, gnädiger Herr, wie soll’s schon gehen!«

Anselm von Deinharting hatte das Gefühl, der Höflichkeit Genüge getan zu haben; mehr sprachen sie nie miteinander. »Dann bring mir eine Maß«, befahl er.

Als sie sich flink neben ihm umdrehte, sodass ihr weiter, in der Taille gefälteter Rock ins Schwingen kam, hätte er ihr einen Klaps auf die kräftige Kehrseite geben können und hätte es, wenn es nicht gerade sie gewesen wäre, wohl auch getan. Vielleicht war es das, was sie

sich erhoffte. Sie war immer noch eine ansehnliche Person und mochte manchem Mann gefallen. Aber die Erinnerung an das, was einmal gewesen war, hatte sich als unüberbrückbare Schranke zwischen ihnen aufgebaut.

Er sah ihr zu, wie sie den Zapfhahn aufdrehte und das schäumende Bier sorglich in den schräg gehaltenen Krug laufen ließ. Es gelang ihm nicht, seine ständig kreisenden Gedanken wenigstens in diesem Augenblick der Ruhe auszuschalten und sich ganz zu entspannen. Als Marei dann den gut gefüllten tönernen Krug vor ihn auf die dicke, zerschnitzte Holzplatte stellte, nickte er dankend und ergriff ihn sogleich, den Daumen durch den Henkel gesteckt, die Handfläche um die Kühle des Bauches gelegt.

Nur kurz blieb sie stehen, sah zu, wie er mit geschlossenen Augen den ersten Schluck nahm, und lief dann zur Tür. »Kommen's noch net?«, rief sie hinaus.

Der Wirt gab ein langgezogenes »Naaa!« zurück.

Das würzige, frische, sorgsam gelagerte Bier übte wie immer eine beruhigende Wirkung auf Anselm von Deinharting aus. Im Schloss wurde, weil es in den gehobenen Kreisen so Sitte war, nur Wein getrunken. Aber jedes Mal, wenn er eine Maß leerte, wurde ihm bewusst, dass ihm das heimische Bier mehr zusagte als jedes andere Getränk.

Nun wurde es dem einfachen Volk wieder verteuert.

Hart setzte er den Krug auf den Tisch zurück.

Karl Theodor war ein Unglück für Bayern, daran bestand kein Zweifel. Mochte er ein kluger und gebildeter Mann sein, aber er hatte Bayern und seine Bevölkerung nie geliebt. Konnte man denn ein Land lieben, zu dem man keinerlei innere Beziehung hatte und das einem erst in reifem Mannesalter durch Erbschaft zugefallen war? Als er seinerzeit begriff, dass er seine Residenz von Mannheim nach München verlegen musste, sollte er, so munkelte man bei Hof, geäußert haben, seine guten Tage seien nun vorbei.

Anselm von Deinharting hatte in München gelebt, an der Schwelle des Jahres 1778, als Kurfürst Max III. Josef an den Blattern starb und Karl Theodor aus der Pfalz in der Hauptstadt einzog. Ihm war der kühle Empfang, den man dem neuen Kurfürsten bereitet hatte, unvergesslich geblieben, und er wusste, Karl Theodor hatte ihn den Münchnern nie verziehen. Aber wie konnte er Herzlichkeit erwarten, da schon nach dem Antritt seiner Herrschaft Gerüchte vorausgeeilt waren, nach denen er beabsichtigte, Bayern an Österreich zu verkaufen!

Und es waren, wie sich bald zeigen sollte, mehr als Gerüchte gewesen. Schon in den ersten Tagen des neuen Jahres war in Wien der schmähliche Vertrag unterzeichnet worden, wonach dem Lande Österreich aufgrund sehr zweifelhafter Ansprüche Niederbayern zugeschlagen werden sollte. Josef II. hatte darüber hinaus noch Oberbayern, die Landgrafschaft Leuchten-

berg und die Herrschaft Mindelheim als Reichslehen, Teile der Oberpfalz als böhmische Lehen gefordert, und es war abzusehen, dass er, wenn der erste Vertrag erfüllt worden wäre, auch diese Ländereien erhalten hätte.

Dazu aber war es nicht gekommen. Jetzt hatte sich die Herzogin Clemens von Bayern eingeschaltet. Ihr war es um Bayern gegangen.

Anselm von Deinharting erinnerte sich noch gut, wie sie, gestützt auf Minister Hohenfels und die bayerischen Patrioten Lori, Obermayer, Kreittmayer und Baron Leyden, den Nacherben Karl Theodors, den Herzog Karl August von Zweibrücken, zum Protest veranlasst hatte. Kleinlaut gab Karl Theodor vor, dass der Wiener Hof ihn eingeschüchtert hätte. Die Zweibrücker hatten Preußen um Hilfe gebeten.

Es war gelungen, Friedrich II., dem nichts daran gelegen sein konnte, dass Österreich seine Macht ausdehnte, zum Eingreifen zu veranlassen. Der Preußenkönig unternahm einen kurzen Feldzug nach Böhmen, von der Bevölkerung abschätzend als Kartoffelkrieg bezeichnet, der ohne Schlachtentscheidung mit dem halbherzigen Frieden von Teschen geendet hatte. Damals hatte Österreich nur das Innviertel erhalten. Aber es war erwiesen, dass Österreich seine Pläne, Bayern einzunehmen und Karl Theodor mit den Niederlanden abzufinden, auch danach und bis zum heutigen Tage nicht aufgegeben hatte. Seit zwei Jahren saß jetzt Franz II. als König auf dem österreichischen Thron und er hatte die Verhandlungen mit Karl Theodor mit neuem Nachdruck betrieben.

Anselm von Deinharting seufzte schwer. Was für eine schändliche Geschichte! Was für eine Welt, in der man Länder und Menschen besitzen, erben, tauschen oder sogar an den Meistbietenden verschachern konnte!

Gleichzeitig tauchte, wie immer, wenn seine Gedanken bis zu diesem Punkt gelangt waren, die Frage in ihm auf, warum er sich so sehr gegen die Vorstellung sträubte, dass Bayern zu Österreich geschlagen werden sollte. Die Bayern waren den Österreichern doch benachbart, ja verwandt, sie sprachen die gleiche Sprache, waren sich kulturell und sogar im Mundartlichen nahe. Warum lag denn ihm und den anderen patriotischen Bayern – und das waren fast alle außer denjenigen der niederen Stände, die zu stumpf und gleichgültig waren, und jenen Reichen, die ihr Geld auf die Wiener Staatsbank geschafft hatten – warum lag ihnen so viel daran, selbstständig zu bleiben? Und worin bestand ihre Selbstständigkeit denn? Was hatten denn Bayern in Bayern noch zu bestimmen?

Er selber, Anselm von Deinharting, war Mitglied der Stände, zu denen Adelige, Geistliche und Vertreter der Städte gehörten, die die bayerischen Kurfürsten beraten sollten. Aber Karl Theodor hatte sie nicht ein einziges Mal während seiner Regentschaft einberufen.

»Wozu brauche ich die Stände?«, hatte er, als Minister Hohenfels es wagte ihm das vorzuwerfen, geantwortet. »Ich weiß, wie viel Geld ich brauche, und das muss ich haben.«

Die Stände hätten sich freilich auch ohne Weisung von oben zusammensetzen und über die Lage sprechen können. Aber darin hätte Karl Theodor gewiss eine offene Rebellion gesehen. Dies aber wagten die Stände nicht, wollten sie auch nicht, weil sie dadurch ihre eigene Existenz aufs Spiel gesetzt hätten. Die meisten konnten, wie auch Anselm von Deinharting, nicht auf ihre Einkünfte aus dieser Position verzichten. Daneben erhielt er zwar noch Geld aus einer Pflegschaft, einem juristischen Amt, das er selber allerdings nicht versah, sondern durch eine andere Person ausüben ließ, wie es üblich war. Er zog das Gehalt ein, sein Vertreter lebte von den sogenannten Sporteln, willkürlich festgelegten Abgaben, die Kläger und Beklagte ihm entrichten mussten. Auch das war, Anselm von Deinharting wusste es, eine Regelung, die jeder rechtlich denkende Mensch als unbefriedigend empfinden musste. Er selber dachte nicht anders darüber, aber er hatte nicht die Kraft, sich dagegen aufzubäumen.

Er brauchte Geld, viel Geld. Das Schloss war zu erhalten, seine Frau, seine Töchter, seine Söhne, seine Pferde – das alles kostete und er musste es irgendwo hernehmen.

Aber diese Überlegungen hatten ihn von seiner ursprünglichen Frage abgebracht und lenkten ihn auf Erinnerungen an seine Jugend, eine Zeit, in der er ehrlich geglaubt hatte, im Verein mit anderen idealistischen Männern die Welt und besonders die Zustände in Bayern verändern zu können. In München, wo er, gelernter Jurist, ein Hofamt anstrebte, hatte er zu den Illuminaten gehört, einer Geheimgesellschaft junger Aufklärer, deren Einfluss in die höchsten Ämter gereicht hatte. Aber schon 1785, zwei Jahre bevor die Illuminaten verboten und unnachsichtig verfolgt worden waren, hatte er durchschaut, dass er und seine Freunde, unter ihnen der hochbegabte Montgelas, vom Gründer und Leiter des Bundes, einem gewissenlosen Mann namens Weishaupt, für dessen eigene Ziele ausgenutzt worden waren. Weishaupt wollte Macht, heimliche und unumschränkte Macht für sich selber, nicht Wohlfahrt des Staates. Wegen seiner Tätigkeit als Illuminat war Anselm von Deinharting dem Kurfürsten verdächtig geblieben, wenn er auch durch seinen frühen Rückzug aus der Organisation seine Pflegschaft und seine Zugehörigkeit zu den Ständen hatte retten können.

Er hatte sich auf seine Hofmarksherrschaft zurückgezogen.

Damals war etwas in ihm zerbrochen. Nicht die äußeren Schwierigkeiten hatten ihm so zugesetzt, sondern das jähe Erwachen aus einem Traum, der ihm eine freie, vernünftige Welt zum Greifen nahe gezeigt hatte. Die Ernüchterung war zu jäh, das Erwachen zu böse gewesen. In einem Kampf geschlagen zu werden, hätte er ertragen. Aber feststellen zu müssen, dass die Partei, für die er seine ganze Tatkraft und Intelligenz eingesetzt, nicht besser gewesen war, als

die, gegen die er gekämpft hatte, das machte ihn so unsicher, dass er nun von ständigen Zweifeln geplagt wurde.

Er wusste selber, dass er dem Hang erlag, niemals eindeutig Stellung zu nehmen, jedes Ding immer von zwei Seiten anzusehen – jenen zwei Seiten, von denen aus die Dinge sich ja immer betrachten ließen. Nur wurden von einem Mann in seiner Position eben Entscheidungen verlangt, die ihn oft überforderten.

Anselm von Deinharting war so ins Grübeln geraten, dass er nicht gleich bemerkte, dass sich nun doch etwas tat. Der dicke Schwaiger war durch den Hausflur zur Küche gelaufen und hatte Marei angewiesen, die Würste in den Kessel zu legen. Erst als die Dogge den schönen Kopf von seinem Knie nahm und die Ohren spitzte, wurde der Hofmarksherr aufmerksam.

»Bei Fuß, Hasso!«, befahl er, stand auf und trat durch den Flur vor die Haustür.

Die erwartete Kutsche, ein schwarzes Ungetüm mit ledernem Verdeck, näherte sich jetzt rumpelnd und schaukelnd, mit sechs Pferden bespannt, in einer Wolke von Staub, denn es war in den letzten Tagen trocken gewesen. Der jähe Frühlingswind trieb den Staub, den die Pferdehufe aufrührten, in Wirbeln weit über die Kutsche hinaus. Anselm von Deinharting schien es, als führe sie langsamer als gewöhnlich, was wohl der Grund sein mochte, dass sie so spät kam. Allerdings war auf die Zeit ihrer Ankunft nie Verlass. Unfälle waren an der Tagesordnung, sei es, dass die Deichsel brach, ein Rad sich löste oder der Kutscher die Herrschaft über seine Pferde verlor. Zu ernstlichem Schaden kam selten einer der Passagiere, aber so ein Unfall bedeutete immer Aufenthalt und Zeitverlust.

Der Postillion saß auf dem rechten Sattelpferd, das Horn an einem Lederriemen um Hals und Schulter gehängt. Mit einem gelinden Ruck brachte er alle sechs Pferde vor dem Gasthof »Zur Post« zum Stehen.

Fast gleichzeitig steckte der Schaffner den Kopf aus dem Seitenfenster und wandte sich, obwohl auch der Wirt inzwischen wieder auf die Straße getreten war, an Anselm von Deinharting. »Um Himmels willen, helfen Sie mir, gnädiger Herr!«

»Was gibt’s denn, Mann?«

»Eine Dame ist unterwegs schwer erkrankt … Sie hat hohes Fieber und ist schon gar nicht mehr bei sich!«

Anselm von Deinharting wandte sich an den Wirt. »Lass Er das große Zimmer zum Garten richten!«

Der war über diesen Auftrag gar nicht glücklich. »Und wenn sie nun die Pocken hat? Oder die Blattern? Vielleicht gar die Pest?«

Sekundenlang wurde Anselm von Deinharting unsicher, dann sagte er scharf: »Es gibt keine andere Lösung, also mach Er!«

Der Schaffner hatte die Tür von innen geöffnet und stieg aus, ein schmächtiger Mann mit hochgezwirbeltem Schnurrbart, der, nachdem ihm die Verantwortung abgenommen war, das Aufregende der Situation zu genießen begann.

»Es sind Französinnen«, berichtete er wichtigtuerisch, »Mutter und Tochter, man kann sich kaum mit ihnen verständigen!«

»Französinnen!«, wiederholte der Wirt mit dem Ausdruck des Abscheus. »Auch das noch! Als wäre nicht …«

Anselm von Deinharting brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen. Dabei verstand er ihn sehr gut. Ein großer Teil der französischen Adeligen, die vor der Guillotine geflohen waren, hatten sich in deutschen Landen selbst bei ihren Standesgenossen durch Prassen und Aufschneidereien, Sitten- und Zügellosigkeit sehr unbeliebt gemacht, besonders am rechten Rheinufer, wo sie sich geradezu in Kolonien niedergelassen hatten, bis nach Bayern und Österreich hinein. Unter normalen Umständen hätte auch er sich nicht mit französischen Emigranten eingelassen, aber dies war ein Notfall.